
Die Wald-Capelle.

Conrad Ehrlieb war ein schöner blühender Jüngling, voll Gesundheit und Leben, hatte das Handwerk eines Kupferschmides wohl und richtig erlernt, und befand sich bereits drey Jahre in der Fremde. Unständig gekleidet, ein schweres Felleisen auf dem Rücken und einen knotigen Wanderstab in der Hand, schritt er einmahl an einem heißen Sommertage durch einen dicken Wald, und verlor den rechten Weg. Wohl zwey Stunden irrte er in dem Walde hin und her, und wußte zuletzt schlechterdings nicht mehr wo an und wo aus. Die Sonne neigte sich bereits zum Untergange. Da sah er endlich, von ihren goldenen Strahlen beleuchtet, die Thurmspitze einer kleinen Capelle aus den dunkeln Tannen hervor ragen. Er ging darauf zu, kam bald auf einen wohlbetretenen Fußweg, und gelangte zu dem Capellchen, das auf einer schönen grünen Anhöhe einsam im Walde stand.

Sein Vater hatte ihm die gute Lehre gegeben: »Gehe, wenn es je Zeit und Umstände erlauben, nie an einer offenen Kirche vorbey, denn sie ist ja zur Anbethung Deines Schöpfers erbaut, und der Thurm ist gleichsam ein ausgestreckter Finger, der zum Himmel zeigt. Wie solltest Du eine Gelegenheit, Dein Herz zum Himmel zu erheben, und Dich vor Deinem größten Wohlthäter niederzuwerfen, ungeküßt vorbey gehen lassen! Auch magst Du da leicht ein

Gemälde oder sonst ein Kunstwerk sehen, das Dich freut, und Dir das Herz erweitert, oder Du kannst vielleicht irgend einen Spruch lesen, der Dir Trost und Muth gewährt, und Dich im Guten stärkt.«

Conrad gedachte dieser Ermahnung seines Vaters, und ging in die offene Capelle hinein. Das dunkle Gewölbe, die grauen Wände, die schmalen Fenster mit kleinen runden Scheiben, und der alterthümliche Altar versetzten ihn einige Jahrhunderte zurück in die Zeiten der Vorwelt. Die tiefe Stille, die an diesem Gott geweihten Orte herrschte, lud ihn zur Andacht ein. Er kniete in den letzten Stuhl nächst der Thüre, und betete eine Weile. Bevor er sein Felleisen wieder aufnahm, ging er noch vorwärts zu dem Altare, um das Altarblatt, das ihm ein ehrwürdiges Denkmal alter Kunst schien, näher zu betrachten. Da bemerkte er auf dem Bethstuhle, der vor dem Altare stand, ein kleines niedliches Gebethbüchlein, in rothen Saffian gebunden, und mit goldenem Schlitze geziert. Er öffnete das Büchlein und stand vor Erstaunen wie versteinert da. Denn vorne in dem Büchlein, auf dem ersten weißen Blatte, las er seinen Namen — von seiner eigenen Hand geschrieben. Allein es war ihm, als sehe er die Buchstaben nur im Traume und er glaubte kaum seinen Augen.

Er durchblätterte das Büchlein. Das liebevolle Titeltupfer — der göttliche Kinderfreund, der die Kleinen segnet — einige Gebethe, und mehrere ihm gar wohl bekannte Reime in dem Büchlein, kamen seinem Gedächtnisse zu Hilfe. »Ja,« sagte er innig gerührt, »das Büchlein war einst mein; dieser Name ist von meiner Hand geschrieben. So schrieb ich, als ich noch zur Schule ging. Aber wie in aller Welt das Büchlein hierher kommt in diese einsame Capelle,

mitten in einem dicken Walde — das ist mir unbegreiflich.«

Tausend Erinnerungen aus seiner Kindheit wurden in ihm rege. Eine mächtige Sehnsucht nach den lieben Seinigen erwachte in seinem Herzen. Heiße Thränen flossen über seine Wangen. »O, Du lieber, guter Gott,« sagte er, und kniete auf den Bethstuhl hin, »was für gute Aeltern hast Du mir gegeben! Welche selige Tage hatten wir Kinder einst in unserm väterlichen Hause! O, wie glücklich war ich damals, als unsere liebevolle, freundliche Mutter, wenn sie an ihrem Nähtischchen saß, uns Kinder zu ganzen Stunden neben ihren Knien stehen hatte, und uns von Dir und Deinem lieben Sohne erzählte — als unser guter rechtschaffener Vater, der den ganzen Tag mit Amtsgeschäften zu thun hatte, am Abende heim kam, und uns mit allerley anmuthigen, oft sehr wunderbaren Geschichten erheiterte und belehrte, als ich und mein kleines Schwesterchen in dem schönen Garten am Hause mit einander spielten, oder allerley kleine Gartenarbeiten zur Freude der Aeltern verrichteten! Allein der traurige Krieg hat schon längst uns alle aus unserer geliebten Heimath vertrieben, und uns von einander getrennt! Ach, die gute Mutter ist schon lange im Elende gestorben; und ihre treue Hand, aus der ich dieses Büchlein erhielt, ist bereits im Grabe verwest. Von dem guten Vater habe ich schon seit vielen Jahren kein Wort mehr gehört, und der Jammer hat wohl auch ihn vor der Zeit in das Grab gebracht! Wo meine arme Schwester umher irre, ob sie noch lebe, und wie es ihr gehe, weiß ich nicht! Von allen meinen lieben Angehörigen getrennt, lebe ich nun allein in der Welt! Nur Du, großer, allwissender Gott, weißt es, ob mein Vater und meine Schwester noch leben! O, wenn auch nur Eines von ihnen

noch lebt, o so führe Du uns doch wieder zusammen! Erbarme Dich meiner, barmherziger Gott; erhöre jetzt das Gebeth, mit dem mein Vater damals zu Dir flehte, als ich ihn das letzte Mal sah; erfülle den Segen, den er mir im Glauben an Dich bey dem Abschiede gegeben hat!»

Auf diese und ähnliche Art bethete Conrad noch lang. Endlich stand er auf. »Das Büchlein,« sagte er, »getrau ich mir nicht mitzunehmen. Ich weiß nicht, ob ich es jetzt noch als mein Eigenthum betrachten darf. Indes hat sicher Jemand es hier liegen lassen, und kommt, bevor die Nacht einbricht, vielleicht wieder hieher, um es zu holen. Am besten wird es seyn, ich warte hier eine Zeit. Vielleicht erhielt ich dann über Manches nähere Auskunft.«

Er setzte sich gedankenvoll in eine Ecke der Capelle, und fing an, in dem Büchlein zu lesen. Allein er hatte kaum ein Paar Seiten gelesen, so trat ein sitzames, reinlich und nett gekleidetes Mädchen von etwa sechzehn Jahren ehrerbietig in die Capelle, näherte sich dem Altare, verneigte sich und sagte laut mit einem Seufzer: »Ach, Gott! nein, es ist nicht mehr da! Ich wollte lieber, ich weiß nicht was, verloren haben.« Sie bethete noch einige Augenblicke voll Andacht vor dem Altare knieend, und wollte dann wieder gehen.

Jetzt trat Conrad mit dem Büchlein in der Hand hervor. Sie hatte ihn vorher nicht bemerkt. Er sagte mit bescheidenem Anstande: Sie hat wohl das Büchlein da liegen lassen, Jungfer?»

»Ja,« sagte sie fröhlich, indem sie es in seiner Hand erblickte. »Es steht vorne der Nahmen darinnen: Conrad Ehrlieb.«

»Es scheint Ihr an diesem Büchlein sehr viel gelegen?« sagte Conrad. »Dürfte ich wohl fragen, warum? Der Nahmen Conrad Ehrlieb ist mir gar

nicht fremd. Ich kann der Jungfer sichere Nachrichten von ihm geben.«

»Wenn Er das könnte,« sagte sie; »so würde Er mich unbeschreiblich glücklich machen. Dieser Conrad Ehrlieb geht mich sehr nahe an. Viele Reisende behaupten zwar, sie hätten ihn da oder dort gesehen. Allein die Nachrichten haben sich leider nie bestätigt.«

»Ich muß Ihm doch einiges von meiner Geschichte kurz erzählen,« sagte sie weiter; »vielleicht kann Er daraus abnehmen, ob Er diesen Ehrlieb kenne. Mein Vater war Beamter jenseits des Rheins. Der Krieg und die feindliche Besitznahme des Landes nöthigten ihn, unser geliebtes Vaterland zu verlassen. Sein Fürst, der selbst alles verloren hatte, war außer Stande, ihn weiter zu unterstützen. Die Lage des guten Vaters wurde sehr traurig. Die Mutter starb vor Jammer und Elend. Der Vater fühlte den Verlust doppelt, weil zwey Kinder, mein Bruder und ich, es ihm sehr schwer machten, umher zu reisen, und Dienste zu suchen. Ein Bürger des Städtchens, wo die Mutter starb, ein braver Kupferschmid, der keine Kinder hatte, erboth sich, den Bruder einstweilen anzunehmen. Ich reiste mit dem Vater weiter, weit, weit fort. Auf einmahl wurde der Vater auch krank, und starb nach wenigen Tagen unerwartet schnell. Ich war ein Kind von sechs Jahren; noch zu jung, diesen Verlust ganz zu fühlen. Eine mitleidige Bürgersfrau erbarmte sich meiner, und nahm mich in ihr Haus auf. Nun ist das aber schon bald zehn Jahre, daß der Vater starb, und seit der Zeit hörte ich nichts mehr von dem Bruder. Der Vater hatte noch in der Nacht seines Todes den Gastwirth, in dessen Haus er starb, dringend ersucht, seinen Tod und seine letzten Segenswünsche dem Bruder zu berichten, und den menschenfreundlichen Kupferschmid zu bitten, Vaterstelle an dem armen Waisen zu ver-

treten. Der gute todtschwache Vater hatte noch mit zitternder Hand den Nahmen der Stadt und des Bürgers, bey dem der Bruder damahls war, auf ein Blatt geschrieben. Unglücklicher Weise ging aber das Blatt verloren. Eine Magd, die nicht lesen konnte, hatte es bey dem Aufräumen in dem Zimmer des Verstorbenen in die Hände bekommen, und es als unnütz zerrissen und weggeworfen. Ach, viele tausend Mahle dachte ich schon an den Bruder! Wir erkundigten uns auch überall nach ihm; allein alle Erkundigungen waren vergebens. Das Büchlein da ist alles, was ich noch von ihm habe. Obwohl ich es nicht aus seiner Hand erhielt, so steht doch sein Nahmen, von seiner Hand geschrieben, darinnen, und es ist mir deßhalb ein höchst schätzbares Andenken. Ich fand es unten in dem kleinen Koffer, der unsere geringen Habseligkeiten enthielt. Als der Vater den Bruder zurückgelassen, und ihm seine Kleidungsstücke ausgepackt hatte, ward das Büchlein übersehen; so blieb es in meinen Händen.»

Jetzt rief Conrad, dem schon lange die Thränen in den Augen standen, mit innigst bewegtem Herzen und bebender Stimme: »O, Gott, wie wunderbar bist Du! Nicht wahr, liebes Kind, Du heißt Louise!«

»Ja,« sagte sie erstaunt, und ihn mit großen Augen anblickend, »Louise Ehrlieb, das ist mein Nahmen.«

»O so sey mir denn tausend und tausend Mahl willkommen, geliebteste Schwester!« rief er. »Sieh, diese Zeilen hab' ich geschrieben; das ist mein Nahmen. Ich bin wahrhaftig Dein Bruder, Conrad Ehrlieb.«

Die Schwester war über dieses unerwartete Wiedersehen fast außer sich. Der Bruder war nicht weniger erschüttert. Beyde standen eine Weile sprachlos. Endlich brachen sie beyde in Freudenthränen aus,

und grüßten einander vor dem Altare mit frommer Nührung auf das Herzlichste.

Nachdem sie sich von der ersten Freude des Wiedersehens erholt hatten, und etwas gefasster waren, sprach der Bruder: »O, Du gute liebe Schwester, ich erinnere mich noch gar wohl, wie ich von Dir Abschied nahm. Eine fremde Herrschaft, die, wie unser Vater, sich auch auf der Flucht befand, und auch ein Paar Kinder bey sich hatte, erboth sich, Dich bis zur nächsten Stadt mitzunehmen, und unser Vater wollte, weil für ihn im Wagen kein Platz mehr war, zu Fuß nachreisen. Ich weiß noch wohl, wie Du Dich freutest, daß Du in einer Kutsche fahren durftest, und wie ich weinte, als Dich der Vater in die Kutsche hob. Damahls warst Du noch sehr klein, und ich habe Dich mir noch immer als ein Kind gedacht. Du bist indeß sehr groß geworden, und siehst sehr gesund und blühend aus. Ich hätte Dich nicht mehr gekannt, liebe Schwester! O, Gottlob! daß ich Dich wieder habe.«

»Ach,« fuhr er fort, »mir ist das Herz so voll zum zerspringen von Freude, daß ich Dich wieder gefunden habe, liebe Schwester, und von Leid, daß es nun gewiß ist, was ich immer vermuthete, daß unser guter Vater nicht mehr lebe! O, Du glaubst nicht, wie viele schwere Stunden ich hatte, daß ich und der redliche Kupferschmid, der mich so gütig aufnahm, keinen Buchstaben von dem Vater zu sehen bekommen. Der geschickte Meister lehrte mich indeß sein Handwerk. Ich mußte es aber oft anhören, wie die Leute ihm Vorwürfe machten, daß er so thöricht gewesen, mich anzunehmen. Mein Vater habe ihn betrogen, sagten sie, habe sein Wort, mich wieder abzuholen, und vielleicht die Kosten noch zu vergüten, nicht gehalten; habe meiner nur los werden

wollen, und so sein eigenes Kind bösslich verlassen. Du kannst denken, wie diese Reden mich schmerzten, obwohl ich sie nicht glaubte. Denn wie hätte ich sie glauben können! O, Du weißt ja, wie fromm und gut unser lieber Vater war!«

»Ja, das war er!« sagte Louise. »Ich werde es in meinem Leben nicht vergessen, wie er in der Nacht, in der er starb, mich wecken, und an sein Sterbebette bringen ließ, und wie er da mich, und auch Dich, liebster Bruder! noch gesegnet hat. Er sah dabey so fromm und andächtig aus, als wäre er schon verklärt. Das Bild des guten, sterbenden Vaters wird nie aus meiner Seele kommen!«

»Ach,« sagte Conrad, »als ich vorhin in diese Capelle trat, dachte ich unsers guten Vaters besonders lebhaft. Es war mir, als sähe ich seine ehrwürdige Gestalt mit den Augen, gerade so, wie er das letzte Mahl mit wehmüthigem blassen Angesichte vor mir stand, und Abschied von mir nahm. Ja, es war mir, als sey es erst gestern geschehen, obwohl seit dem schon viele Jahre vergangen sind. Es war Morgens nach jenem Tage, an dem Du in der Kutsche fortgefahren warst. Der Vater machte sich an diesem Morgen sehr frühe auf den Weg. Ich begleitete ihn bis zu dem nächsten Dorf. Die Thüre der Kirche stand offen. Er ermahnte mich bey dieser Gelegenheit, ich sollte nie an einer offenen Kirchenthüre vorbehey gehen. Er ging mit mir hinein. Es war so frühe noch kein Mensch in der Kirche. Der Vater knieete mit mir am Altare nieder, und bethete unter Thränen, und ich weinte und bethete auch. Nun stand er auf, und sagte: »Ich habe Dich, lieber Conrad, und die gute Louise jetzt Gott recht anempfohlen, und Euch ihm ganz übergeben.« Er ermahnte mich hierauf, Gott im-

Schmid's Jugendsch. 11. Bd. 3 H. Erzähl. 5

mer vor Augen und in dem Herzen zu haben, die göttliche Lehre Jesu stets getreulich zu befolgen, und nie etwas Böses zu thun. »Ich lebe wohl nicht mehr lange,« sagte er unter andern, »und Du stehst mich jetzt vielleicht das letzte Mahl. Wenn Du aber einmahl im Stande seyn wirst, so nimm Dich Deiner guten Schwester brüderlich an.« Ich mußte vor dem Altare die Hand darauf geben, daß ich alles thun wolle, was er mir gesagt hatte. Er hieß mich dann niederknien, blickte voll Andacht zum Himmel, und segnete mich. Hierauf hob er mich auf, küßte mich, gab mir noch einiges Geld, und konnte vor Weinen kaum mehr die Worte hervor bringen: »Gott sey mit Dir!« Als wir aus der Kirche heraus kamen, sah er mich mit seinen rothgeweinten Augen noch einmahl unaussprechlich wehmüthig und liebeich an, sagte schluchzend: »Lebe so, daß wir im Himmel wieder zusammen kommen!« und wandte sich schnell um, und eilte um die Ecke der Kirche, und von diesem Augenblicke an sah ich ihn nicht mehr! Hier in dieser einsamen Capelle ging mir nun jener traurige Abschied auf's neue zu Herzen. Das inbrünstige Gebeth des guten Vaters in jener Dorfkirche kam mir zu Sinn. Es war mir, als sähe ich ihn noch am Altare knien. Ich bethete unter Thränen, Gott wolle sich meiner erbarmen, und nach so vielen Jahren banger Sehnsucht mich doch endlich einmahl etwas von dem guten Vater und von Dir erfahren lassen. O, wie getrost bin ich, daß der selige Vater meiner nicht vergessen, daß er meiner noch im Tode so liebeich gedacht, und mich gesegnet hat!«

»Ach, der gute, gute Vater,« sagte die Schwester, die fast in Thränen zerfloß. »O, er ist nun im Himmel, und sein Segen ruht sichtbar auf uns, seinen Kindern! Ja, liebster Bruder, das ist doch

recht wunderbar! Sieh, vor dem Altare jener Kirche nahm der Vater Abschied von Dir, und hier vor dem Altare dieser Capelle finden wir, seine zwey Kinder, uns jetzt wieder. Das ist von Gott! Gott hat das Gebeth des Vaters in jener Kirche, und Dein Gebeth in dieser Capelle erhört! O, Gottlob, daß Du den Ermahnungen des seligen Vaters getreu bliebst, und Gott vor Augen hattest! Gottlob, daß Du an dieser Capelle nicht vorbeyst gingst, sonst hätten wir uns wohl auf dieser Welt nie mehr gefunden. O, komm, wir wollen sogleich jetzt hier am Altare niederknien, und Gott danken, daß er uns so glücklich wieder zusammen führte!«

Beide Geschwister knieten vor dem Altare nieder, und dankten Gott von ganzem Herzen und unter heißen Thränen für seine gütige Schickung.

Hierauf sprach der Bruder zur Schwester: »Aber nun sag' mir doch, liebste Schwester, wie um des Himmels willen Du hierher gekommen bist, und wie Du Dich so tief in den Wald hinein wagen konntest?«

»Wir sind nicht so tief im Walde, als Du denkst,« sagte Louise. »Der Wald ist hier schon beynah zu Ende, und beständig gehen da Leute hin und her. Die Capelle ist mir schon lange mein liebstes Plätzchen. Im Frühlinge und im Sommer gehe ich, wenn das Wetter schön ist, an den Sonntagen Nachmittags oder auch an andern Tagen, an denen ich früher Feyerabend bekomme, fast immer hierher. Der Weg hierher ist ein ungemein schöner, schattiger Spaziergang. Eine gute Freundin von mir, gar eine verständige und sittsame Bürgerstochter, begleitet mich fast alle Mal. Heute hatte sie aber nicht Zeit. Das kleine Büchlein da, das mir mein liebstes Gebethbüchlein ist, nehme ich fast immer mit, obwohl

ich's beynahе ganz auswendig kann. Tausend Mal dachte ich in diesem Kirchlein hier an Dich, lieber Bruder, und flehte zu Gott, er wolle Dich mir wieder schenken. Und auch dieses mein Gebeth war nicht vergebens. Durch den kleinen Zufall, daß ich mein liebes Büchlein hier liegen ließ, führte mir ja Gott den geliebten Bruder zu. Der Verlust des Büchleins schien mir kein kleines Unglück, und ist nun mein größtes Glück!»

»Eben so,« sprach der Bruder, »ging es mir mit meiner Verirrung im Walde. Ich war sehr bekümmert, daß ich den Weg verlor, und wie groß ist nun meine Freude, daß ich Dich fand. So geht es aber immer; durch Leiden führt Gott zur Freude. Allein, wo hältst Du Dich jetzt auf, liebste Schwester?»

»Eine Viertelstunde von hier,« sagte Louise, »dort über dem kleinen Hügel liegt Schönborn, ein ansehnlicher Marktsteden. Hier wohnt die edle Bürgerfrau, die mich auf- und annahm. Sie ist Witwe, und hat sonst keine Kinder. Ihr Mann war ein sehr vermöglicher Kaufmann. Sie liebt mich ungemein, und hält mich nicht anders, als ihr eigenes Kind. Aber, o Komm, laß uns jetzt gleich zu ihr, Komm, nimm Hut und Stock, ich will Dir Dein Felleisen tragen; denn Du bist wohl sehr müde! Komm, meine Pflegemutter wird eine große Freude haben, Dich kennen zu lernen.«

Sie machten sich Beyde auf den Weg. Der Bruder gab es aber nicht zu, daß ihm die Schwester das schwere Felleisen trug. Unter mancherley vertraulichen Gesprächen gingen sie über den Hügel. Als sie in dem reinlichen, wohlgebauten und wohleingerichteten Hause angekommen waren, wollte die Frau es nicht sogleich glauben, daß der fremde Jüngling Loui-

sens Bruder sey. Es kamen mehrere Neugierige herbey. Der Eine sagte: »Freylieh ist er Louisens Bruder; er sieht ihr ja gleich.« Der Andere schüttelte den Kopf und sagte: »Frau, schau, wem!« Allein Conrad öffnete seine Briefftasche, legte seinen Lehrbrief, sein Wanderbuch und ein Zeugniß seines Ortspfarrers vor, und nun zweifelte Niemand mehr. Und als die Frau erst vernahm, wie die Kinder sich fanden, weinte sie die hellen Thränen.

»Mein Haus habe ich immer Louisen zugebacht,« sagte sie; »es soll ihr auch bleiben, wenn sie gut und brav bleibt, wie bisher, und mir nicht ausartet, und nicht den leichtfertigen Mädchen gleich wird, die, frech in Kleidung und Geberde, nichts wissen, als sich zu pußen, und schlechten Vergnügungen nachzulaufen. Dir aber, guter Conrad, soll deßhalb doch auch geholfen werden. Gott hat mich mit zeitlichen Gütern gesegnet, und ich kann sie nicht besser verwenden, als Menschen damit glücklich zu machen. Ein Kupferschmid fehlt hier gerade. Der Alte ist seit einem halben Jahre todt, und sein Haus ist feil. Das kauf' ich für Dich, wenn Du anders im Stande bist, Dein Meisterstück zu machen, daß es eine Art hat.«

Die Frau hatte dieses in der Freude ihres Herzens gesagt. Einige ihrer Verwandten, lauter reiche Leute, die aber hungriger nach Geld thaten, als der Bettler nach einer Armensuppe, wollten es ihr ausreden. Allein sie war edel und standhaft genug, ihr Wort zu halten. Conrad wurde einer der angesehensten Bürger und der würdigsten Familienväter des Orts. Auch Louise ward sehr glücklich verheirathet.

Conrad hatte auch seines guten Lehrmeisters nicht vergessen. Nicht nur schrieb er ihm von Zeit zu Zeit Briefe, in denen das dankbarste Herz wahrzunehmen war. Er bezeugte seinen Dank auch durch die That.

Als der brave Meister anfing zu altern, wenig mehr arbeiten konnte, seine Ehefrau durch den Tod verloren hatte, und durch die Kriegsvorfälle in seinen Vermögensumständen sehr zurück gekommen war, nahm Conrad ihn zu sich. Ja, er reiste selbst zu ihm, ihn abzuholen, und behandelte ihn beständig mit einer Ehrerbiethigkeit, Liebe und Dankbarkeit, als wäre der gute, alte Mann sein leiblicher Vater. Eben so kindlich dankbar betrug Louise sich gegen ihre Pflegmutter. Die Beyden alten Leute sagten gar oft: »Gott hat uns zwar nicht mit eigenen Kindern gesegnet, aber diese angenommenen machen uns so viele Freude, daß wir auch an eigenen Kindern nicht mehr Trost und Freude hätten erleben können.

Die alte Capelle im Walde ließen beyde Geschwister gemeinschaftlich erneuern, und Conrad pflanzte auf den schönen Hügel, auf dem sie stand, vier Linden. Auch das alte Gemälde, das nur von Alter unscheinbar geworden war, und das ein geschickter Mahler ausnehmend lobte, ward gereinigt und aufgefrischt, und nahm sich nun ungemein schön aus. Wer in die Capelle hinein trat, ward entzückt. Sie war schön hell und weiß, und gar freundlich blickte der blaue Himmel und die grünen Lindenzweige durch die spiegelklaren Fenster herein. Der einzige Altar glänzte wie weißer Marmor, und war einfach mit Gold verziert. Die schönste Zierde aber war das Gemälde. Die ungemaine Lieblichkeit der Farben, und die Anmuth der Gestalten rührte Jedermann. Es stellte die heilige Familie vor. Die heilige Jungfrau saß, mit ihrem göttlichen Kinde auf dem Schoße, am Eingange ihrer Hütte, deren Wände mit Reblaub bewachsen waren. Der fromme Pflegevater both dem Kinde ein zierliches Körbchen mit Trauben dar. Beyde Aeltern blickten voll Zärtlichkeit auf das Kind, und

das Kind erhob andächtig die zusammen gelegten Händchen, und blickte mit unaussprechlicher Andacht zum Himmel. Auf einer Seite war etwas von einem Tischchen mit weiblichen Arbeiten; auf der andern Seite einiges Zimmermannsgeräth zu sehen, und unter dem Gemälde stand mit großen goldenen Buchstaben der Reim geschrieben:

Bey Eintracht, Fleiß und Frömmigkeit
Wohnt himmlische Zufriedenheit.
